



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der angeführten Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 10, 11-16. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ „Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht: und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt.“ „Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich.“ „Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne: und ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ „Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind: auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören: und es wird Ein Schafstall und ein Hirt werden.“

Nachklänge zum Osterfeste.

II.

„Ich bin der gute Hirt“, sagt der Herr und drückt unter diesem lieblichen Bilde Seine erbarmungsreiche Liebe zu uns aus, bringt uns in Erinnerung all' Seine Wohlthaten, all' Seine Güte und Hingebung. Der gute Hirt ist ja für seine Schäflein Alles: er ist ihr Führer, ihr Begleiter, ihr Ernährer, ihr Arzt, ihr Beschützer; er liebt sie so sehr, daß er den Kampf mit dem grimmigen Wolf nicht scheut und selbst sein Leben für sie hingibt. „Ich gebe Mein Leben für Meine Schafe“, sagt der Herr: dieses große Opfer ist es vorzugsweise, woran wir den guten Hirten erkennen, denn „eine größere Liebe hat Niemand, als daß er sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh. 15, 13).

Wir greifen nun, lieber Leser, auf das Evangelium vom verflossenen Sonntag wieder zurück: Die Jünger waren versammelt im Abendmahlsstalle am Abend des Auferstehungstages; die beiden Jünger waren von Emmaus eben zurückgekehrt mit der frohen Kunde von dem Auferstandenen, — da stand Jesus Selbst plötzlich mitten unter ihnen, Jesus, ihr Meister, den sie am Kreuze gesehen, den man vor ihren Augen zum Grabe trug! Lebendig und herrlich steht Er vor ihnen, ganz in Seiner wirklichen Gestalt und zugleich ganz von lichter Verkörperung und Majestät umflossen! Und mit welcher Milde klingt das Wort des guten Hirten an ihr Ohr: „Der Friede sei mit euch!“ Lieblicher und zugleich mächtiger als je zuvor klang dieser Gruß heute den geängstigten Jüngern entgegen; sie bedurften so sehr dessen, was der Herr ihnen wünschte und brachte.

Aber, lieber Leser, warum eilen sie nicht dem geliebten Meister entgegen, um Ihn zu huldigen, um Ihn zu begrüßen? Ach, sie vermögen sich nicht zu fassen; der Gegenfatz war

allzu groß: Vor zwei Tagen von Wunden bedeckt, an das Marterholz genagelt, tot am Kreuze, tot im Grabe! Und jetzt lebendig, verklärt, voll Majestät — eben derselbe Herr und Meister! Ja gewiß, ruft der gütige Meister ihnen ermutigend zu: „Ich bin es! Fürchtet euch nicht!“ (Luk. 24). So hatte der Meister ehemals ihnen auch zugerufen, als Er bei wogender See zu ihnen kam (Joh. 6.) — so wollte Er auch heute die wogenden Herzen beschwichtigen und beruhigen.

Allein verwirrt und befangen, wie sie waren, verstehen sie nicht, wie denn der geliebte Meister mit einem Male in ihrer Mitte sein könne, da doch die Thüren vorsichtig verschlossen gehalten waren! Sie überlegen, ob es der Herr Selber sein könne, oder ob sie einem Phantasma gegenüberstünden, ob nur eine Sinnesstörung sie gefangen hielt. Wie freudig sie auch kurz zuvor noch ausgerufen hatten: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen!“ — nun, da der Herr lebhaftig vor ihnen stand, hielt sie eine so große Bestürzung gefangen, daß sie weder unter einander sich aussprachen, noch an den Herrn ein Wort zu richten wagten. Der Meister aber las nicht nur in ihren Blicken und Bewegungen, sondern auch in den Tiefen ihrer Seele die bange Zweifel, von denen sie gequält wurden. Deshalb sprach der gute Hirt sanft zurechtweisend und tröstend zugleich: „Warum seid ihr verwirrt, und warum steigen solche Gedanken in eurem Herzen auf? Sehet Meine Hände und Meine Füße, daß Ich es selbst bin!“ (Luk. 24).

Welche Milde, welche Herablassung! Als Maria Magdalena am Morgen des Auferstehungstages in ihrem Ungeheim die Füße des Meisters umfangen wollte, wehrte Er ebenso sanft als entschieden diejenige ab, die noch vor kurzem bei einem Gastmahle Seine

Kirchenkalender.

Sonntag, 26. April. Zweiter Sonntag nach Ostern. Adalbert, Bischof und Martyrer. Evangelium Johannes 10, 11-16. Epistel: Petri 2, 21-25. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Jünglings-Kongregation. Mittags 12^{1/2} Uhr Vortrag für dieselben. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
Montag, 27. April. Anastasius, Papst † 401.
Dienstag, 28. April. Vitalis, Martyrer † 62.
Mittwoch, 29. April. Petrus von Mailand, Martyrer † 1265. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josefs-Andacht.
Donnerstag, 30. April. Katharina von Siena, Jungfrau † 1380. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
Freitag, 1. Mai. Philippus und Jakobus, Apostel. • St. Andreas: Während des Mai-Monats ist an allen Tagen Morgens 6 Uhr hl. Messe mit Mai-Andacht. Am Schlusse wird der sakramentalische Segen erteilt. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft. Abends 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht mit Predigt. Im Monat Mai ist jeden Abend 7 Uhr Mai-Andacht, Sonntags um 6 Uhr. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7^{1/8} Uhr Herz-Jesu-Andacht. Im Monat Mai ist jeden Abend 7^{1/8} Uhr Mai-Andacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.
Samstag, 2. Mai. Athanasius, Bischof † 373.

Füße mit ihren Thränen hatte benezen dürfen — hier aber ermuntert Er Seine Apostel, sich Ihm zu nähern und sinnfällig zu überzeugen, daß Er wirklich ihr Herr und Meister sei: „Fühlet und sehet!“ sagt Er. „Ein Geist hat ja nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß Ich es habe.“ (Gal.). Durch die eigenen Sinne sollen die Jünger sich überzeugen von der Wirklichkeit des wiederbelebten Leibes; ein Phantasma könnte höchstens den Schein des Leibes haben, aber nicht mit Händen berührt werden, ja nicht einmal die Probe des scharf prüfenden Auges bestehen.

Mag also der Leib des Auferstandenen, lieber Leser, herrlicher, vollkommener sein, als er zuvor gewesen, mag er erhaben sein über die Schranken und Hindernisse des Raumes, so daß auch die verschlossenen Thüren kein Hindernis für ihn sind: er ist aber ein wirklicher und wahrer, ein lebendiger und organischer Leib, — ein Leib, der mit der Seele nicht weniger innig zur Einheit der menschlichen Natur verbunden ist, wie Leib und Seele im sterblichen Leben. Es ist derselbe Leib, wie vordem, nur der Zustand des Leibes ist ein anderer, ein vollkommener, ein verklärter. Und durch nichts konnte das Eine und das Andere so überzeugend dargetan werden, als dadurch, daß der Herr auf jene heiligen Glieder Seines glorreichen Leibes hinzeigte, die Er beim bitteren Leiden den Nägeln und der Lanze darbot, auf jene heiligen Wundmale, die nunmehr Ihn, den Auferstandenen, schmückten, und die für immer den Verherrlichten auch in der Seligkeit des Himmels zieren werden. Diese glorreichen Wundmale verkünden, daß der Gekreuzigte auferstanden ist: sie bezeugen, daß die Weissagungen der Propheten erfüllt, daß die göttlichen Verheißungen verwirklicht sind, daß die Welt erlöst ist durch das Opfer des göttlichen Sohnes.

Diese heiligen Wundmale des guten Hirten, der Sein Leben hingab für Seine Schäflein, laden aber auch die Menschheit aller Zeiten ein, vertrauensvoll aufzuschauen zu Demjenigen, der als Mittler des Neuen Bundes, als Spender des ewigen Erbtes, als Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch Seine Wunden, durch Sein Blut einen neuen Weg, einen Weg des Lebens, uns eröffnet hat (Hebr. 9 u. 10).

S.

Sklaven und Gefinde in China.

Von Dr. Theod. Klinger.

Wie alles im Reiche der blumigen Mitte, ist auch das Sklaven- und Gefindeleben in China eigenartiger Natur. Der reiche Chinese setzt seinen Ruhm darein, recht viele Dienboten sein eigen zu nennen, wenn ihre Unterhaltung ihn auch viel Geld kostet. Er hält sich einen Türsteher, zwei bis drei Lakaien, vier bis fünf kräftige Sänfteträger und mehrere männliche Individuen, die für die Reinlichkeit im Hause zu sorgen haben. Jeden Monat mietet er die männlichen Dienboten; außer Wohnung und Nahrung erhält jeder dienende Mann 18—20 M. monatlich. Tut der männliche Dienbote halbwegs seine Pflicht, so erhält er von seinem Herrn auch noch Kleidung und ein anständiges Taschengeld. — Wird ein Dienbote gemietet, so muß er selbstverständlich seinem neuen Herrn sein Zeugnis — besonders das der letzten Dienstherrschaft — vorlegen. Der neue Mieter prüft nun mit peinlichster Genauigkeit das Zeugnis; dabei mustert sein Auge den Dienboten von oben bis unten. Er stellt die verschiedensten, oft recht verärglichen Fragen an denselben. Der Dienbote ist schlau genug, die gestellten Fragen möglichst kurz und bündig und recht vorsichtig zu beantworten, denn er weiß und findet gar bald heraus, sein neuer Herr will keinen Schwärmer und keinen Lügner in sein Haus aufnehmen. Ist die Musterung des neuen Dienboten zur Zufriedenheit des Herrn ausgefallen, so gibt dieser es durch einen Grunzlaut und durch wiederholtes leichtes Kopfnicken zu verstehen oder er reißt sich die

beiden Hände mit den inneren Kläffen. Der Dienbote hat nur auf diesen Augenschein zu warten. Mit einer sehr demüthigen Miene und in devotester Haltung steht er vor dem gestrengen Gebieter, dem er doch später gar manches Schnippchen schlägt. — Der reiche Chinese sieht besonders streng auf gute Führung des angenommenen Dieners. — Köche, Lakaien und landwirtschaftliche Arbeiter verbinden sich an minder angesehene Familien. In geeigneten Orten werden zu bestimmten Zeiten öffentliche Gesindemärkte abgehalten. Zu vielen Hunderten kommen dienstwillige Männlein und Weiblein und bieten sich dem wohlhabenden Mieter an.

Eine eigene Sorte von Dienboten sind im Reiche der Mitte die „menschlichen Lasttiere“, die Sklaven. Sie werden wie eine Ware einfach gekauft und sind somit Eigentum des Käufers. Die weiblichen Sklaven sind am zahlreichsten. Der reiche Chinese hält 20 bis 30 Sklaven. Minder begüterte Chinesen besitzen drei bis vier Sklaven. Der Preis der Sklaven richtet sich nach deren Geschlecht, Alter, Gesundheit, Kraft und äußerer Erscheinung. Für in jeder Hinsicht brauchbare Sklaven zahlt man wohl bis 500 M. In Kriegszeiten verkaufen arme Leute ihre Kinder für niedrige Preise, um sie nur los zu werden. Hat der Chinese am Spieltische sein Hab und Gut verloren, so verkauft er seine Töchter für 20 bis 30 M., um Geld zu bekommen und seine Spielwut befriedigen zu können. — Ein abgefeimter Sklavenhändler oder auch alte Weiber vermitteln den An- und Verkauf von Sklaven. Diese Leute haben immer eine Anzahl Sklaven „auf Lager“ und zur beliebigen Verfügung. Wird ihnen ein Sklave angeboten, so nehmen sie ihn erst einen Monat auf Probe. Hat der das Unglück, im Schlafe zu sprechen oder erweist er sich zu schwach, so wird er als untauglich entlassen. Vor allem sieht der Sklavenhändler darauf, daß der Sklave keinerlei Spuren von Aussatz an sich zeigt. Um sich vor diesem Fehler zu sichern, läßt der Kaufliebhaber den Sklaven, den er erwerben will, vom Händler in ein finsternes Zimmer sperren, wo ein blaues Licht erzeugt wird. Kommt bei dessen Scheine das Gesicht des Sklaven eine grüne Farbe, so ist er vom Aussatz frei; ist das Gesicht rötlich, so neigt der Sklave zu dieser Krankheit.

In China ist die Sklaverei erblich. Der Sklave besitzt kein Recht über seine Kinder. Die männlichen Sklaven heißen „Nu“, die Sklavinnen „Pi“. Die Sklaven werden nicht immer schlecht und brutal behandelt.

Im Gegenteil nimmt der Herr die Sklaven gar oft in Schutz; sie sind für diese menschliche Behandlung aber nach anhänglich und betrachten sich als zu der Familie gehörig und nehmen die Vorteile ihres gütigen Gebieters auf alle Weise wahr; ja, viele dieser Sklaven sind ihrem Herrn auf Tod und Leben ergeben. In alten Zeiten nahmen sie sogar den Familiennamen ihres Gebieters an. — Im Gemeinleben ist der Sklave rechtlos; vor Gericht darf er niemals klagen. Ist ihm Unrecht geschehen, so tritt sein Herr für ihn ein. Schöne Sklavinnen erobern nicht selten das Herz ihres Herrn und werden von diesem geheiratet.

Die Sklavinnen bedienen die Frauen und Töchter ihres Herrn. Auch von diesen werden sie meist gut und milde behandelt. Unter den chinesischen Sklavinnen gibt es geschickte Handarbeiterinnen. Sie sind vortreffliche Kammerzofen und übersehen in seltenem Grade die Kunst des Schminzens. Damen mit sehr niedlichen und gar zu verkrüppelten Füßchen, denen das Gehen schwer fällt, werden von ihren Sklavinnen weite Strecken wie im Huckepack auf dem Rücken getragen. Es gewährt einen ergötlichen Anblick, wenn eine chinesische „Kokette“ von ihrem weiblichen Lasttier im Schaukeltrab daher geschleppt wird. Das ist indes in China gar nicht auffällig und kommt dem ernstlichen Chinesen gar nicht komisch oder gar lächerlich vor; am liebsten ließ sich der gravitatische bezopfte

Mann mit seinen blinden Schlingelkindern selbst tragen, wenn das seine Manneswürde nicht schädigte. . . . Es wurde schon gesagt, daß der besser gesinnte Chinese seine Sklaven meist recht väterlich behandelt. Es gibt aber auch Fälle, wo der Sklavenbesitzer seine Sklaven derartig behandelt, daß sie oft eines elenden Todes sterben. Niemand zieht den brutalen Menschenhändler zur Rechenschaft. Die Sklavinnen suchen oft bei schlechter Behandlung ihr Heil in der Flucht. Sobald der Sklavenbesitzer merkt, daß eine der Sklavinnen das Weite gesucht hat, macht er durch Plakate deren Entweichen bekannt.

Diese anzeigenenden Ausrufe enthalten eine genaue Beschreibung des Ausrufers der Entflohenen und auch die Angabe der Belohnung, die dem Einbringer der Flüchtigen zugesichert wird. Auch werden oft Ausrufer in den Straßen der Stadt umhergeschickt, um den Steckbrief und die Höhe der Belohnung schreiend und einen Gong (beckenartiges Instrument aus Metall) schlagend zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Der „Gongong“ hängt an einem langen Stabe, der auf den Schultern des Ausrufers und eines Gehilfen ruht. An den metallenen Becken flattert eine Papierfahne, auf der die Einzelheiten des Falles verzeichnet sind. Die Verurteilten entflohenen Sklavinnen binden ein der Flüchtigen gehörendes Kleid an einen Handmühlstein und drehen diesen, dabei rufen sie den Namen der Sklavin laut aus. Niht alles nichts, so eilt die Herrin in einen Tempel des Gottes „Sing-Fung“ („Anführer der Armee“), steht um dessen Hilfe und bindet an ein Bein des Pferdes, auf dem der Göze reitet, einen Bindfaden, um anzudeuten, daß die Sklavin eingefangen werden möge.

Ein eigenartiger Zug ist es, daß in den besseren chinesischen Familien die Herren mit ihren Dienern und Sklaven, die Frauen mit ihren Dienerinnen und Sklavinnen auf vertrautem Fuße leben.

Vom Nestbau der Vögel.

Blauderei von Johs. Pasig.

Mit dem wiederkehrenden Frühling kommen auch unsere Jungvögel wieder zurück. Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Finkenweibchen fahren durch die Hecken, Bachstelzen mit wirgendem Schwanz laufen emsig und eilig an dem Flußufer umher, Grasmücken hüpfen in den Niederbüschen und Goldhähnchen im Kiefern-dickicht. Ihnen folgen denn auch bald alle die zarteren und leichten Angehörigen der reichen Sängerfamilie, Schwarz-, Braun- und Blaukehlchen, Fliegenknäpper, Braunnellen, Laubvögelchen, Schilfsänger, Pieper u. a. Auf den Wiesen tummelt sich der muntere Kiebitz umher und schreit sein Kiwit. Im Grase trüppeln die langschneibigen Schneefen. Im Stangenholze streicht die Waldschneepfe, auf dem Hügel läßt sich der Kranich stolz und majestätisch nieder, im Wasser taucht die wilde Ente, von der Scheune herab begrüßt Freund Langbein, der Storch, mit freudigem Klappern die jubelnden Kinder, und die Schwalbe zwischert vom Dachgesims herab uns ihre Grüße zu.

Nicht lange dauert es, so beginnen die munteren Gesellen ihren Nestbau; belauschen wir sie dabei ein wenig. Auf einem alten Apfelstamm dicht am Hauptwege des Obstgartens, entdecken wir etwa in Mannshöhe den wahrhaft kunstreichen Bau eines Edelstinkenpärchens. Ueber einem Geslecht von schmiegsamen, aber festen Reisern ruht eine Lage groben Strohes, und auf dieser ist aus feinem, weichen Stroh das genau halbkugelige Nest gebaut, in dessen mit langen Pferdehaaren festgewundener und mit weichen Federn aus Puhhaaren ausgesteppter Hohlraum fünf hellgrüne, rotbraun punktierte Eierchen liegen. Auswendig ist das ganze Nest mit hellgrünen Flechten und Moosen umkleidet, so daß es ganz genau die Farbe des Baumes trägt, auf welchem es ruht. Es scheint daher meistens

täuschend als ein Aststumpf, und nur ein geübtes Auge vermag es leicht zu erkennen.

Als die Sonne goldener zu leuchten begann, da zogen auch die beiden Finken gleich allen ihren Genossen hochzeitliche Kleider an. Und als nun die Liebe auch ihre kleinen Herzen durchglühte, da begannen sie zuerst sich einen eigenen Herd zu gründen. Weit, weit mußte das Baumaterial geholt werden: Ein Moosflecken aus dem Walde drüben, ein Federchen aus dem Hühnerhof und ein Pferdehaar vom Landwege. Das Weibchen trug emsig alles zusammen, und das Männchen begleitete sie getreulich auf ihrem raschen Fluge hin und wieder zurück und schmektete ihr seine süßen Liebestöne ins kleine Herzchen. Dafür war sie aber auch die künstliche Baumeisterin fast ganz allein, denn er konnte weiter nichts helfen, als hier und da ein wenig ordnen oder zureichen. Jetzt brütet sie sorgsam und während dessen sitzt er oben auf der Spitze des Apfelbaumes und vertreibt ihr die Zeit mit seinem melodischen Schläge.

Sie sind hier aber keineswegs allein; noch viel solch' stilles trauliches Familienglück finden wir in der Nähe. Unten im Haselnußstrauch baut Goldammer's Weibchen das Nest. Sie ist keine so große Künstlerin als ihre Nachbarin dort oben, denn sie bringt wohl ein größeres, aber nicht so zierliches Nest als jene zustande. Ihr kleines Heiligthum dort unten ist aber auch von dichten Zweigen geschützt und ganz lauschig und anheimelnd. Und gleich dem Finken ruft ihr das Männchen ohne Unterlaß seine zärtlichsten Töne zu, die, in die Sprache der Menschen übersetzt, so heißen würde: „Hab dich von Herzen lieb — lieb!“

Aus seinem Kästchen guckt sich Meister Staarmay gemüthlich seine Nachbarn, die pfiffigen, geschäftigen Ameisen an. Sein schlichtes Weib hat eine Meise Krimskrams in das ihnen verjünglich hingehangene Häuschen getragen und sich darin kurz und gut, aber bequem eingebettet. Während es brütet, vergnügt er sich damit, die Stimme anderer Vögel nachzuahmen. Zum Dank für des Menschen Freundlichkeit sammeln sie beide den ganzen Sommer hindurch fleißig Raupen, Schnecken, Regenwürmer und anderes Ungezieher aus dem Obstgarten und von den Gemüsebeeten.

Die Meisen haben im Apfelbaum ein Astloch oder kleinere Astkistchen bezogen. Sie sind eine allerliebste, immer bewegliche, stets aufmerksame und außerordentlich nützliche Gesellschaft. Dafür sorgt aber auch die Natur in wohlthätiger Weise für ihre Vermehrung, denn während die meisten anderen Singvögel nur 4—6 Eier brüten, schlüpfen aus dem Häuschen eines Meisenpaares oft 10—12 Junge.

Nebenan hat ein Sperlingspaar ein Astkistchen bezogen. Die armen Proletarier der Straße, deren nachthafte Dieberei an Zuckerkörben, Kirichen und jungem Korn oft gewaltigen Born erregt, sie werden bald hinausgeworfen aus dem unrechtmäßig eingenommenen Hause. Entweder wird eine Staarfamilie sie drängen, wobei es oft einen hitzigen Kampf gibt, oder der Gärtner wird grausam die ganze Brut vernichten. Gleich dem Damoklesschwert hängt das Verderben über den Häuptern des Armen. Und doch ist sein Nutzen so groß. Kaum ruft ein warmer Matregen Taufende von Matkäfem ans Tageslicht, so erhebt stracks der verachtete Spatz ein Freudengeschrei, und er und alle seine Brüder stürzen gierig auf die argen Anbäumlinge, morden sie ohne Erbarmen und füttern mit ihnen ihre nimmerfatten Zunge.

Am Gartenhause, auf sorglich angeschlossenen Reiben, hat sich eine Schwalbenkolonie angesiedelt. Für den Naturfreund kann es nicht leicht ein größeres Vergnügen geben, als den kunstvollen Nestbau und das harmlose Treiben dieser Lieben, zutraulichen Tierchen zu beobachten. Nur rohe und gefühllose Menschen können die überaus nützlichen Schwalben töten und ihre Nester zerstören. Hinter dem Garten in der Roggenfaat, an

den Rainen oder in den vorjährigen Stoppeln haben die Lerchen ihre einfachen kunstlosen Nester an der Erde. Sie benutzen hierzu das von einem Steine in den Boden gedrückte Loch, die Fußstapfen eines Pferdes oder dergleichen. Auch bei ihnen trillern die Männchen dem Weibchen die Lieblingslieder zu, doch hoch herab, aus der klaren blauen Luft, wo sie, dem Auge kaum wahrnehmbar, schweben.

Wir treten seitwärts in den dunklen Wald. Dort thut uns zuerst das silberne Glöckchen einer Finkenweife entgegen, und wenn wir dem Puffton einer Drossel folgen, so finden wir im dichten Kiefernbusche ihr Nest. Auch können wir dem sonderbaren Nestbau des Pirols zusehen. Auf einer Linde, etwa in Manneshöhe, sitzt das Weibchen an einem gabelförmigen Zweige und hält einen langen festen Palm, dessen anderes Ende das Männchen faßt, damit immer um den Stamm fliegt und den Palm darum wickelt. In dieser Weise flechten sie sich gleichsam einen beutel-förmigen Korb, in dessen Höhlung sie ihren Jungen eine weiche Ruhestätte bereiten.

So ist denn ein Vogelnest eines der Wunder, um die wir uns weniger kümmern, weil wir sie in jedem Frühjahr von neuem sehen. Ueber Sachen und Vorfälle, die sich selten ereignen, staunen wir, aber über die täglichen Arbeiten der Natur, welche ganz besonders unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung reizen sollten, sehen wir nachlässig hinweg. Das ist aber nicht recht. Darum sollten wir nicht verkümmern, schon die Kinder auf den wunderbaren Bau des Vogelnestes aufmerksam zu machen, damit ihnen von allem Anfang der Gedanke fremd bleibt, Vogelnester zu zerstören oder gar auszunehmen.

Vom Herzen.

Planderei von K. V. Lgt.

Es ist ein gar sonderlich Ding uns Menschenherz, jenes Muskels in unserem Innern, der unermüdetlich arbeitet, bis zum letzten Augenblicke des Lebens.

Bald wogt's da drinnen, wie auf stürmischer See, bald zittert's in ihm, wie Espenlaub, wenn laue Früh imglüfte es bewegen. Sturm und Ruhe, Freude und Leid sind die Elemente, die im Menschenherzen toben und es nie zur Ruhe kommen lassen; es sei denn die Stunde des letzten Sturmes! Und dieses vielbewegte Herz, wie ist es bald weich wie Wachs, bald hart wie Stein, wie schlägt es für dies so warm und für jenes so eifrig kalt, und wie beeinflusst es mit seinem jeweiligen Zustand auch den ganzen Menschen! Sagen wir doch: wir freuen uns herzlich, oder etwas thut uns herzlich leid. Mögen auch diese Redensarten zumeist weiter nichts als Redensarten sein, sie weisen uns doch darauf hin, wie sehr wir uns daran gewöhnt haben, das Herz als Sitz von Freud' und Leid zu betrachten, und in vielen Fällen, wo eigentlich der Wille, der Geist der Ursache einer Tat sind, das Herz als solche anzusehen. Es ist deshalb verständlich, daß der Mensch von altersher das Herz als den Urquell seiner Gefühle zum Gegenstand zahlreicher Lieder und tief sinniger Sprüche gemacht hat.

Schon in der Bibel findet sich der Spruch: „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“, und singen wir doch im Volkslied: „Mein Herz ist am Rhein“. Wie oft sprechen wir nicht im Leben von „zwei Herzen, die sich gefunden haben“, und öfter noch hören wir singen: „Ich weiß ein Herz, für das ich bete.“ Freilich, in unserem „materiellen Jahrhundert“ tritt sehr oft das „minnigliche“ zurück, um dem rechnerischen Geiste Platz zu machen. Am Schlusse eines lateinischen Briefes aus der goldenen Blüthezeit deutschen Minnegeanges findet sich das anmutige Verschen:

„Du bist min, ich bin din
Des solt du gewis sin.
Du bist beslossen
In meinem Herzen;
Verlor'n ist das süßzelin:
Du muost immer drinne sin.“

Welch' eine andere Zeit mag das wohl gewesen sein, als jene, wo man noch bis zum Ueberdruß „Mein Herz, das ist ein Bienehaus“ hört, zu dem jedoch das „güldene süßzelin“ fehlt! Wie oft spricht man nicht von „unserer herzlosen“ Zeit, und manchmal darf man mit Goethe rufen: „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“

Was aber ist das Herz? Lassen wir auch hier den Dichter antworten. Ueber die Entstehung des Herzens giebt der geistreiche J. S. von Herder folgenden Aufschluß:

„In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.“

Dieses arme Menschenherz betrachtet Gustav Freitag, der Dichter von „Soll und Haben“, gleichsam als die Krone des Menschen:

„Der Mensch ist eine Pflanze; jeder, auch der schlechteste, hat irgendwo eine Stelle, wo seine Blüte sitzt; diese Blüte ist das Herz des Menschen.“

Aber die Definitionen vom Herzen sind in der Dichtung nicht immer so ernsthaft ausgefallen. Auch von der humoristischen Seite haben die Dichter „das Herz“ gefaßt, und keine geringere als die Dichterin auf dem Fürstenthron, Carmen Silva, singt von dem Herzen also:

„Das Herz? — das ist ein Viehdien,
Es hat zwei lange Ohren,
Ein eigenstümlich, störrig Ding,
Zum Lastier auserkoren.
Es trägt sein ewig Kreuz daher
Und schüttelt sich und sträubet
Sich sehr, und läuft dann allzu schnell,
Von Schlägen fast betäubet.
Ein dickes Fellchen hat es auch,
Sonst trüg's nicht so viel Liebe,
Und wenn's am allerdümmsten ist,
Hat's eine große Liebe.“

Ganz ähnlich kennzeichnet Julius Wolff das Herz:

„O Menschenherz, possierlich Ding
Wie oft am seid'nen Baden hing
Dein Klagen und Vergehen!
So kalt, so stark, so schwer erweicht
So stolz du bist, Versuchung schleicht
Sich an dich auf die Behen.
Entschlafst du wie der Katz die Maus
Noch ihrer Teufelsstralle,
Fängst du dich anderwo im Haus
Und Liebe ist die Falle.“

So könnte man vom Herzen noch lange plaudern, umsomehr, wenn man so recht auch „aus dem Herzen“ spricht, denn: was das Herz voll ist, des gehet der Mund über.

Auf ungewöhnlichem Wege.

Novelle von Paula Kaldewey.

„Junge, Du machst wirklich ein Gesicht wie ein Lohgerber, dem sämtliche Felle fortgeschwommen sind!“

„Hab' auch alle Ursache dazu, Tantchen,“ entgegnete der Angeredete, eine hochgewachsene Erscheinung, Ende der zwanziger Jahre, in verdrießlichem Tone.

„Etwa Schulden?“

„Diesmal — ausnahmsweise — nicht!“

„Also Liebeschmerzen? Ja, ja, Eduard, leuge es nicht, Dein gedrücktes Wesen verrät Dich! Uebrigens“, fuhr die Amsträtin Wernerin, eine Matrone mit überaus gütigem Antlitz, fort, „wundert mich das aufrichtig, denn soviel ich weiß, erwidert Thella Schönberg doch Deine zärtlichen Gefühle.“

„Das ist es auch gar nicht! Sie und ich — wir beiden sind schon lange einig. Nein, was mich immer von neuem in Wat versetzt — bei diesen Worten wirbelte der Jurist ärgerlich an seinem dichten Schnurbart — „das ist einzig und allein der unangenehme Alte, dieser Querkopf! Ich glaube, der hat an der Stelle, wo andere Menschen das Herz sitzen haben, einen Kiesel!“

„Edu, Du bist ungerecht!“

„Ungerecht — ha, ha! Na, dann sei Du

mal geracht, wenn Dir solche Aeußerungen hinterbracht werden, wie mir lezt hin!"

Die Stimme des Sprechenden bebte vor verhaltenem Zorn.

"Was für Aeußerungen?"

"Nun es beliebte dem reichen Fabrikanten neulich am Stammtisch des 'schwarzen Elefanten' mit triumphierender Miene zu behaupten: ehe der arrogante Assessor meine Thella bekommt, läuft noch viel Wasser den Rhein herunter. Entweder bringt er es fertig, mich volens volens zu überrumpeln, so daß mir nichts anderes übrig bleibt als Ja und Amen zu sagen, oder aber er holt sich mit tödlicher Sicherheit einen nicht gar zu zierlich gestochenen Korb."

"Hat er sich derartig ausgedrückt — der Grobian?"

"Genau so! Doktor Landmann, mein bester Freund, sah dabei und erzählte mir die ganze Geschichte natürlich haarklein wieder."

"Hurrah, Junge, dann haben wir gewonnenes Spiel!"

"Wieso, Tante? Ich verstehe Dich nicht!"

Der junge Mann blickte voll Staunen nach der auf einmal so vergnügt Aussehenden, die nun lächelnd erwiderte:

"Bruchst Du heute auch noch gar nicht! Allein, ich möchte jede Wette mit Dir eingehen, daß Du binnen acht Tagen der erklärten Bräutigam Fräulein Thella Schönbergs bist — vorausgesetzt selbstverständlich, daß Du genau nach meinen Intentionen handelst."

* * *

Die Abendgesellschaften der verwitweten Frau Amtsrat Werning gehörten zu den wenigen, von denen man nicht in bedauerndem Tone über 'fauren Mops' und dergleichen sprach, sondern die man vielmehr mit Vergnügen besuchte.

Kein Wunder, denn neben der opulenten Bewirtung verstand es die lebenswürdige Hausfrau wie keine zweite, für das Behagen der Geladenen zu sorgen; in ihrer Gegenwart vermochte das graue Gespenst der Langeweile überhaupt nicht erst aufzukommen, stets wußte sie durch ein geschickt hingeworfenes Wort neue Anregung in die Gesellschaft zu bringen.

Heute war es zwar nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis, den sie um sich versammelt hatte, desto heiterer und ungezwungener ging es dafür aber auch zu. Sogar Fabrikbesitzer Schönberg schien vollständig aufgetaut — ein Umstand, den man bei dem verbissenen, cholertischen Temperament des alten Herrn entschieden dem edlen Tropfen zuschreiben mußte, mit dessen Einschänken keineswegs gekargt wurde. Er überbot sich geradezu in Schnurren und Anekdoten, und alle Augenblicke erscholl von jener Seite der Tafel, wo er neben der Dame des Hauses seinen Platz gefunden, ein herzhaftes Gelächter. Selbst daß der 'arrogante Assessor' sein liebreizendes Töchterlein, seine Thella, zu Tisch führte, schien ihn diesmal wenig zu stören. In der Angelegenheit hatte er ja neulich 'coram publico' seine Ansicht kundgetan und daran wurde nicht mehr gedreht und gedankelt.

Desto häufiger glitt aber der Blick der Amtsrätin zu den beiden jungen Leuten hinüber, die, ihrer Umgebung kaum achtend, nur Auge und Ohr für einander hatten.

Ob es ihr wohl gelingen wird, aus den ihr so teuren Menschen ein glückliches Paar zu machen?

"Wissen Sie, meine Gnädigste," ertönte mitten in ihrem Gedankenstrom hinein die dröhnende Stimme ihres Tischnachbarn, "bei Ihnen amüßert man sich wirklich immer! Wie fangen Sie das nur an?"

Ein lebenswürdiges Achselzucken ist die ganze Antwort.

"Eigentlich war die Frage unnötig; sie ertört sich am besten selber!"

"Wieso?"

"Nun, weil Ihr Haus doch schließlich das einzige in diesem Nest ist, wo man noch

etwas anderes kennt als Essen, Trinken und Schlafen; das einzige, wo geistige Interessen herrschen. Mit was haben Sie sich denn in letzter Zeit besonders beschäftigt, gnädige Frau?"

Mit einem Gebiet, das Ihrem Ideenkreis sicherlich so vollständig fern liegt, verehrter Herr Schönberg, daß ich es deshalb erst gar nicht näher erörtern will, um Sie nicht zu langweilen," lautete die Erwiderung, während die noch immer hübsche Frau gleichzeitig die Lider senkte. Galt es doch das freudige Ausleuchten der Augen zu vermeiden.

"Nicht langweilen — etwas, das Sie betrifft, wie können Sie überhaupt nur sagen," klang es förmlich beleidigt zurück.

"In diesem Falle aber mit Bestimmtheit!"

"Lassen wir es darauf ankommen! Also worum handelt es sich?"

"Um Hypnose, Suggestion und dergleichen Dinge, die wir, das heißt mein Neffe und ich, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch betreiben haben."

"Hypnose — praktisch?" Des Fabrikbesizers Blick weitete sich vor Staunen. "Wie ist das möglich? Ich habe wohl gehört, daß in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Nervenheilkunde derartige in Anwendung gebracht wird, allein, daß auch Laien sich damit beschäftigen oder gar Resultate erzielen, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen!"

"Und doch ist dem so!"

"Wäre es nicht möglich, daß ich einmal Zeuge einer solchen hypnotischen Sitzung sein könnte? So etwas interessiert mich nämlich riesig! Oder dürfen keine Zuschauer zugegen sein, meine Gnädigste?"

"Weshalb nicht! Ich habe wenigstens noch nicht gehört, daß dadurch ungünstige Beeinflussungen vorgekommen sind, wenn ich für meine Person auch — offen gestanden — derartige Experimente, die ich natürlich nur der Wissenschaft halber ausführe" — die Sprecherin legte auf die letzten Worte einen besonderen Nachdruck —, "nicht gern zum bloßen Schauspiel herabwürdige und infolge dessen lieber im stillen Kammerlein vornehme."

"Aber würden Sie nicht ein einziges Mal eine Ausnahme machen? Des alten Herrn Reugierde steigerte sich von Minute zu Minute. "Sehen Sie, Verehrteste, wir sind doch nur ein paar Menschen, die sich alle bereits jahrelang kennen. Lassen Sie sich erbiten!"

"Nun — wenn Sie denn durchaus wollen, Herr Schönberg — ich kann aber nicht versprechen, daß die Sache nach Wunsch gelingt."

Damit erhob sich die Hausfrau und nahm den Arm ihres Nachbarn, der eifrig versicherte:

"Oh, das schadet gar nichts — gar nichts!"

"Daß von einem gegenseitigen Einverständnis zwischen meinem Neffen und mir nicht die Rede ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern, meine Herrschaften. Ich lege also hier in Ihrer Gegenwart ein Tuch um die Augen, erfasse dann leicht mit der Rechten sein linkes Handgelenk und versuche ihm meine Wünsche zu suggerieren, die er — gelingt das Experiment — willenlos ausführen muß!"

Ein zustimmendes Kopfnicken begleitete die Rede der Amtsrätin und wenige Augenblicke später tauschten die Anwesenden unter atmender Spannung dem Kommenden.

Eduard Werning, mit verbundenen Augen, von seiner Tante nur lose geführt, tappte bald auf diesen bald auf jenen zu, um sich gleich darauf wieder einer anderen Stelle zuzuwenden.

Deutlich schien er zu verspüren, daß er sich vorläufig auf einer falschen Fährte befand.

Er tastete links, er tastete rechts — jedoch nichts stimmte. Die Hast, wegzueilen, wurde immer größer, seine Bewegungen immer unruhiger. Es war, als zöge es ihn mit greifbarer Gewalt zu einem bestimmten Punkte hin.

Wieder hat er den weiten Raum durchmessen, da — auf einmal — macht er Halt. Sekundenlang bleibt er hochaufgerichtet

stehen, als wollte er sich vergewissern, daß er an dieser Stelle festgebauert — dann beugt er sich nieder, die Hände greifen umher, anfangs in die leere Luft, aber bald tasten sie über ein blondes Haupt, streicheln über ein paar rosige Wangen.

Thella Schönberg, denn sie ist es, die hier an einem kleinen Tischchen Platz genommen, rührt sich nicht.

Angestümmert werden jetzt des in magischen Schlaf Versenkten Bewegungen; gespannter die Blicke der Zuschauenden.

Plötzlich scheint dem Assessor die rechte Eingebung zu kommen. Sein dunkler Kopf senkte sich noch tiefer; seine Hände umschlangen den Nacken des geliebten Mädchens. Mit sanfter Hand löst sie die Binde von seinen Augen, dann schmiegt sie sich fest an ihn, der sie noch immer umschlungen hält.

Weltvergessen ruhen ihre Blicke ineinanderr, bis sie ein lautes „Halloh“ auffahren läßt.

"So, jetzt ist's genug. Nun kenn' ich die Geschichte!"

Der Fabrikbesitzer trat auf seine Tochter zu, die ihm furchtlos entgegen sah.

"Was ist genug, Herr Schönberg," klang da auf einmal die Stimme Dr. Landmann's, des jungen Arztes, dazwischen.

"Die Hypnose! Jetzt können wir wieder in die Wirklichkeit zurückkehren."

"In der sind wir doch schon seit langem — von dem Augenblicke an, wo sich das Brautpaar den ersten Kuß gab."

"Brautpaar — den ersten Kuß? Doktor, Sie sind wohl nicht ganz munter?"

"Ganz im Gegenteil! Ich war niemals vergnügter, als in dieser Stunde, die meinen Freund zum Glücklichen der Sterblichen machte."

"Oho — ohne meine Einwilligung . . . das wollen wir doch mal sehen!"

"Ihre Einwilligung? Die haben wir ja schon lange. Seit jenem Abend, wo Sie im 'schwarzen Elefanten' versicherten: wenn der Assessor — das 'arrogante' ließ der schlaue Doktor diesmal fort — mich so überrumpelt, daß ich Ja und Amen sagen muß — na, dann bekommt er eben meine Tochter. Und dieser Augenblick ist doch nun zweifellos da, wie die verehrten Anwesenden zugeben werden, nicht wahr?"

"Selbstverständlich", tönte es von allen Seiten.

Als Schönberg sah, daß er sich in der eigenen Schlinge gefangen, machte er schließlich gute Miene zum bösen Spiel.

Wie er aber mit der Amtsrätin, die gleichfalls vor Glück strahlte, auf das Wohl der Verlobten anstieß, da konnte er sich doch nicht enthalten, dieser zuzurufen:

"Niemand im ganzen Leben wieder dringe ich in Sie, Zeuge einer hypnotischen Sitzung sein zu dürfen."

Und sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Silberrätsel.

a al an bin burg chat dal de del doc
ein ehr el en gen il leit ler lei li lich
ma me mor mu na ne ven ro ro roth
ru sa salz se si sie ta ti ti tis vo ze

Die vorstehenden Silber sollen so verbunden werden, daß 16 Wörter mit nachfolgender Bedeutung entstehen: 1. Teil von Oesterreich, 2. ein stiller Ort, 3. getrocknete Beere, 4. altsüdtischer Prophet, 5. Ausdruck für schlechtes Schaffen, 6. weiblicher Vorname, 7. Edelstein, 8. Beleuchtungsmittel, 9. eine Tugend, 10. ein Raubtier, 11. eine Stadt Oesterreichs, 12. italienische Stadt, 13. Stein, 14. Himmelserscheinung, 15. Französische Stadt, 16. Alpenpflanze.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der richtig gefundenen Wörter, von denen die letzteren in umgekehrter Reihenfolge zu lesen sind, ergeben einen Sinnpruch aus Schillers „Tell“.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Das Spiel.

Zweisilbige Charade: Faustkampf.